

Die Verspeisung der 5000



und andere wahre Geschichten

David Jaffin



David Jaffin

Die Verspeisung der 5000 und andere,
wahre Begebenheiten

Die
Verspeisung der 5000

und andere,
wahre Begebenheiten

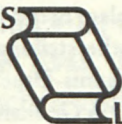


David Jaffin

Die Verspeisung der 5000

und andere,
wahre Begebenheiten

JOHANNIS



IAHR

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Jaffin, David:

Die Verspeisung der 5000 und andere wahre Begebenheiten /

David Jaffin. – Lahr : Johannis, 1995

(Edition-C-Taschenbücher ; 934)

ISBN 3-501-01263-2

NE: Edition C / T

ISBN 3-501-01263-2

Edition C-Taschenbuch Nr. 56934

© 1995 by Verlag der St.-Johannis-Druckerei, Lahr

Umschlag: Bernd Drescher

Gesamtherstellung:

St.-Johannis-Druckerei, 77933 Lahr

Printed in Germany 12212/1995

David und seine Schwestern

Nicht leicht ist es, in einer Frauenfamilie aufzuwachsen. Mein Vater war, als tüchtiger Jurist, öfter außer Haus, und ich war dann das einzige männliche Wesen in der Familie. Und so ergab es sich, daß ich einmal zu meiner Mutter sagte, ich war damals vielleicht vier Jahre alt: »Wenn ich älter werde und wie meine Schwestern ein Mädchen werde, möchte ich in das gleiche Sommerlager gehen wie Doris und Lois.«

Und dann, der Sündenfall unter uns drei aktualisiert:

Eines Sonntags gingen mein Vater und meine Mutter, um einen Besuch zu machen. Die letzten Worte meiner Mutter waren: »Ihr könnt alles essen, was im Kühlschrank ist, aber bitte nicht den Kuchen, welcher auf dem Küchenregal steht.« Doris war damals 13, Lois vielleicht neun und ich sechs Jahre alt. Natürlich dachten wir alle nur an diesen verbotenen Kuchen. Doris kannte mich sehr gut – ich war ihre lebendige Puppe. Sie sagte zu mir: »David, wenn wir vom Kuchen essen, darfst du Mutter nichts sagen.« Ich antwortete: »Du weißt, wie es mit meinem Gewissen ist, aber ich werde mein Bestes tun.« Ja, unsere Augen wurden, wie damals die Evas, immer größer und unser Hunger auf Kuchen auch, und

so nahmen wir etwas begierig vom verbotenen Kuchen. Abends kamen meine Eltern zurück, und dann fing mein Gewissen an, schrecklich weh zu tun. Bevor meine Mutter etwas merken konnte, ging ich gleich zu ihr und sagte: »Mutter, ich habe ein schrecklich schlechtes Gewissen. Aber ich sage dir nur, was passiert ist, wenn du mir vorher versprichst, daß ich nicht bestraft werde.« Meine ahnungslose, gütige Mutter sagte: »David, ich verspreche es dir. Es ist gut, daß du ein schlechtes Gewissen hast, das kommt von Gott. Was hast du getan?« Und ich, Scheusal, das ich war: »Mutter, Doris hat gesagt, wir wollen von dem Kuchen probieren, den, welchen zu essen du verboten hattest. Ich habe gesagt, daß ich ein schlechtes Gewissen bekommen würde, aber Lois sagte auch, daß sie mitmachen würde. Und so aß ich . . .«

Der rote Ballon

Mit acht Jahren, also zwei Jahre nach unserer »Sündenfall-Geschichte«, war meine Verhaltensweise nicht wesentlich besser. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wie ich ihn bekam; die Hauptsache war, ich hielt ihn fest und stolz in meiner Hand und wußte, daß er mit Gas gefüllt war und sehr weit weg in den Himmel fliegen konnte. Ja, es war ein roter Ballon, und ich war unterwegs mit meinem Lieblingsonkel Irving, mit dem guten, viel zu guten Onkel Irving. Wir kamen im letzten Moment zur Grand Central Station, einem der größten Bahnhöfe der Welt, in New York, während der Rush Hour (Hauptverkehrszeit). Der Bahnhof war überfüllt mit Menschen, und mein Onkel Irving, der viel zu gute Onkel Irving, hatte mich fest an der Hand, um unseren Zug zu erwischen, daß er mich bei meinen wartenden Eltern rechtzeitig zu Hause abliefern konnte. Ja, er hatte mich an der Hand, aber in der anderen Hand war, wie gesagt, dieser große, schöne, rote Ballon, mit Gas gefüllt – aber plötzlich war er nicht mehr da. Er flog frei, himmelwärts zum oberen Stockwerk der überfüllten Grand Central Station. Mitten in diesem Gedränge von Menschen blieb ich stehen und rührte mich nicht, und Onkel Irving hatte keine andere

Wahl, als das gleiche zu tun. Ich blieb wie angewurzelt stehen und schaute, wie mein roter Ballon immer höher flog, bis er dann endlich an der obersten Decke festhing. Und was tat ich, Scheusal, das ich war? Ich fing an, laut zu weinen, und damals schon hatte meine Stimme sogar ein gewisses Volumen erreicht. Ich weinte und weinte und schrie laut, lauter, als es für Onkel Irving nötig war zu hören: »Ich will meinen Ballon, ich will meinen Ballon.« Und der gute Onkel Irving, der viel zu gute Onkel Irving, was tat er? Er suchte überall nach jemandem, der uns helfen konnte, bis er endlich einen Mann mit einer langen, sehr langen Leiter fand, und mitten in diesem Gedränge von Menschen stieg dieser Mann höher, immer höher, bis er meinen Ballon fest in der Hand hatte und ihn mir zurückbrachte. Dankbar war ich schon, und Onkel Irvings Gesicht glänzte fast wie die Morgensonne. – Aber wir mußten ziemlich lange warten, bis der nächste Zug nach Hartsdale fuhr und er mich und meinen roten Ballon meinen Eltern freundlich, aber etwas verspätet abliefern konnte.

Kuh, Hexe oder Erzengel?

Ein Dekan hat mich einmal so bezeichnet: »Jaffin ist Evangelist, Alleinunterhalter und Theologieprofessor in einem.« – »Alleinunterhalter«, das bedeutet etwa Schauspieler . . .

Mein erster Auftritt war mit acht Jahren in der dritten Klasse. Ich war eine Kuh und Teil der Landschaft. Mein Freund, Eddie Eisner, war der Bauer und stand neben mir. Aber an diesem Tag war ich mit Eddie verärgert. Ich nahm seinen Rechen in die Hand und jagte ihn von der Bühne. Sie können sich vorstellen, was für ein Gelächter dies auslöste. Nur, meine Lehrerin, Mrs. Dudley, war nicht so begeistert von diesem, meinem ersten Auftritt auf der Bühne. Danach, in der elften Klasse, spielte ich die zweite Hexe in Shakespeares Macbeth. Furchterregend war ich. Manche sagten, daß ich nächstes Mal sogar die erste Hexe spielen sollte. Und zum guten Schluß war ich avanciert zu einem Erzengel in einem Stück von Thornton Wilder. Selten war so ein frommer Erzengel auf der Bühne zu sehen, mit erhobenem Haupt, demütigem, innigem Blick, aber leider nicht mit den notwendigen Flügeln ausgestattet.

Naturereignisse

Ich liebe es, wenn uns immer wieder deutlich gemacht wird, wie klein wir Menschen wirklich sind, wir so selbstbewußten und so überheblichen Menschen. Große Naturereignisse zeigen uns dagegen, wie klein wir wirklich sind. Wir lernen nochmals zu staunen, auch über die Größe des Herrn.

Im Herbst toben in der Gegend von New York oft große Orkane – »Hurricanes« – vor. Ich kann mich gut erinnern, wie Robert und ich uns einmal nach so einem Hurricane trafen. Viele Bäume waren umgestürzt. Es gab keine Autos auf der Straße. Alles war still, als ob die ganze Natur jetzt ihren Atem anhalten würde.

Und dann, dieser Dezemberabend 1947, als ich zehn Jahre alt war. Tante Paula, meine Mutter und ich gingen spazieren. Um den Mond war ein riesiger geschlossener Ring. Tante Paula sagte: »Etwas sehr Ungewöhnliches wird jetzt in der Natur stattfinden.« Am nächsten Spätnachmittag fing es zu schneien an. Wir fahren mit dem Zug zu einem Musical nach New York. Als wir herauskamen, schneite es so sehr, daß wir kaum etwas sehen konnten. Wir gingen zum Bahnhof, um mit dem Zug zurück nach Hartsdale zu fahren, aber überall schliefen Menschen im Bahnhof,

und überall stand entweder, daß die Züge verspätung hatten oder daß sogar einige Züge gestrichen wurden. Das war der große Schneesturm von 1947, mit einer 70 Zentimeter hohen Schneedecke. Wir alle schliefen voll bekleidet in einem Zimmer in der Nähe des Bahnhofs. Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Zug durch eine Landschaft, nur von Weiß geprägt. Unser Cockerspaniel war in der Garage, aber er hatte eine kleine Türe, durch die er hinausgehen konnte. Und als wir nach Hause kamen, sahen wir einen schwarzen Fleck oben, dann unten im Schnee uns entgegenkommen. Es war unser Inky.

Und dann, 1962: Rosemarie und ich machten im Februar einen kurzen Urlaub in Florida. Das war das Jahr der großen Sturmflut in Hamburg, welche die Stadt überschwemmte und Hunderte von Menschen dahinraffte. Und dieser Sturm kam über den Ozean gerade dann zu uns. Die Wellen waren bis zu elf Meter hoch, und die Überflutung ging über den ganzen Strand, über die Autobahn bis in den Keller unseres Hotels. Wir waren ins Staunen geraten und fühlten uns bedroht und, mit Recht, sehr klein, und wir dankten dem Herrn, daß wir trotzdem so groß in seinen Augen sind, daß er seinen eingebornen Sohn, Jesus Christus, für uns in den Tod gab.

»Schau, ich bin ein Engel«

Wir saßen alle am Tisch. Es war Sonntag, und ein festliches Essen wurde zubereitet. Aus der Küche sickerte der gute Duft durch. Zu diesem Fest war auch meine Großmutter, Dina, eingeladen. Plötzlich kam durch die Tür eine Frau, ihre Arme hin und her schwingend. Sie ging sofort auf meine erstaunte Großmutter zu, umarmte sie herzlich und verkündete: »Schau mal her, ich bin ein Engel.« Ja, das war »Joy Harmony«, unsere Köchin. Sie arbeitete an ihrem freien Tag im »Philadelphia-Himmel« als Spezialistin für Spaghetti. Joy war Italienerin, und wie viele Menschen damals glaubte sie, daß ein Schwarzer, »Father Divine« genannt, der wiederkommende Christus sei. Father Divine behauptete, daß er unsterblich sei, und als er seinen 95. Geburtstag feierte, waren seine Anhänger davon mehr als überzeugt. Joy war ein sehr fröhlicher und lustiger Mensch. Mein Vater hatte einen Kunden, welcher immer während der Mahlzeiten anzurufen pflegte. Als Joy den ersten Tag bei uns arbeitete, läutete das Telefon wie üblich, gerade während des Mittagessens. Meine Mutter war ständig entsetzt über diese sehr lang ausgedehnten Anrufe; so sagte sie: »Joy, bitte antworte du.« Und Joy tat das in ihrem besten Italienisch: »A Jaffi a residente«, verkün-

dete sie. Meines Vaters Kunde war natürlich ganz überzeugt, daß er falsch gewählt hatte, und so verbrachten wir sogar drei oder vier Mahlzeiten in aller Ruhe, befreit vom Telefon.

Eines Tages, nachdem ich meinen Führerschein gemacht hatte, fragte mich Joy: »Davy, fahren Sie auf der New-Jersey-Autobahn?« Diese Frage kam mir etwas sonderbar vor, und ich antwortete: »Joy, wenn ich nach New Jersey fahren müßte, dann würde ich diese Autobahn auch sicherlich benutzen.« Joy schaute mich zutiefst schockiert an. »Aber Davy, das ist Sünde«, erklärte sie recht feierlich. Etwa ahnend, was kommen würde, fragte ich: »Wieso?« Joy sagte: »Father Divine ist auf dieser Autobahn gestoppt worden und hat eine hohe Geldstrafe bezahlen müssen. Seither dürfen wir die New-Jersey-Autobahn nicht mehr benutzen. Das ist Sünde, Davy.«

Trotz ihrer merkwürdigen theologischen Einstellung blieb uns Joy eine Quelle von viel Spaß und Unterhaltung, bis sie dann endgültig als Spaghetti-Spezialistin in den »Philadelphia-Himmel« gerufen wurde.

Weihnachtslieder

Ja, als ich diese Zeilen schrieb, stand Weihnachten vor der Tür. Und wenn wir ein gewisses Alter erreicht haben, dann bestimmen Erinnerungen manchmal unseren Blick der Dinge mit. Sie werden es als Deutsche ja niemals glauben, aber Hand aufs Herz, es ist wahr: Wir, eine Gruppe von musikalischen Juden, gingen in der Adventszeit von Haus zu Haus, um unseren christlichen Nachbarn Weihnachtslieder vorzusingen. Diese Strophen habe ich, wie immer, besonders laut gesungen. Mit deutschen Weihnachtsliedern habe ich meine Probleme gehabt: Jahrelang sang ich, ohne meinen Fehler zu bemerken: »Es ist ein Roß entsprungen.« Und ich erinnere mich gut an das Weihnachtsliedersingen vor dem großen Tannenbaum bei der Polizeistation an der Fenimor Road, nicht weit von unserer Wohnung entfernt. Ich sang so laut und manchmal sogar schön, tief bewegt von diesen Glaubensliedern, ohne ihren wahren Gehalt wirklich wahrgenommen zu haben.

Der kurze Schnitt

Ich hatte eigentlich nie etwas gegen Friseure. Zwar wußte ich, als Student der Geschichte, daß dieses Handwerk auch politisch gebraucht – oder mißbraucht – werden konnte, mit äußerst effektvollen Auswirkungen. Im Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner gegen England haben Friseure ihr Handwerk so angewandt, daß sie die Gegner in einem lächerlichen Zustand ließen – halb geschnitten oder halbe Glatze . . . Mein Friseur in Hartsdale und ich haben uns immer gut verstanden, bis zu jenem späten Frühlingstag, als ich 17 Jahr alt war. Ich hatte am nächsten Tag eine Klassenarbeit in Geschichte, und das war mein bestes und Lieblingsfach. Statt ein freundliches Gespräch, wie meistens, mit meinem Friseur anzufangen, nahm ich mein Buch in die Hand und lernte, bis der Friseur fragte: »Ist das gut so?« Ich war mitten in einem spannenden Kapitel, so sagte ich, ohne genau hinzuschauen: »Es könnte ein bißchen kürzer sein.« Und so machte er mir einen »Crew Cut«, den wir Amerikaner damals vor den Sommerferien bekamen, sehr kurz. Nochmals fragte er mich: »Jetzt ist es bestimmt gut so«, und nochmals antwortete der fleißige Schüler: »Noch ein bißchen mehr können Sie wegschneiden.« Aber nach einem »Crew Cut« kann man nichts

mehr wegschneiden, denn fast alles ist sowieso weg. So nahm er einen Rasierapparat und machte mir eine Halbglatze. Ich schaute immer noch mein Geschichtsbuch an, bezahlte und ging nach Hause. Unterwegs besuchte ich meinen Freund Robert, der in der gleichen Straße wie ich wohnte. Ich läutete, und seine Mutter kam zur Türe. Als sie mich anschaute, konnte sie sich nicht beherrschen. Sie fing laut, fast hysterisch zu lachen an. Sie versuchte, sich zusammenzunehmen, aber es gelang ihr nicht. Je mehr sie mich anschaute, desto lauter mußte sie lachen. Ich hatte keine Ahnung, was los war, aber ich fand ihr Benehmen etwas merkwürdig. Sie rief meinen besten Freund, Robert, sehr laut und verschwand so schnell wie möglich, aber mit lautem Gelächter. Als Robert kam, ging es ihm genauso. »Was ist los?« fragte ich ihn. Er sagte: »David, hast du dich einmal im Spiegel angeschaut? Du hast kein Haar mehr, du siehst aus wie ein kahlgeschorener Gefangener.« Dieser Empfang bei Roberts Mutter und bei Robert war nur der Anfang einer Reihe solcher Begrüßungen. Und in der Schule entstand wirklich ein Aufruhr. In der Pause, so kam es mir zumindest vor, sammelten sich alle um mich, dieses »Kunstwerk«, welches mein Friseur vollbracht hatte, zu bewundern. Das Gelächter war so groß und so andauernd, daß der Oberstudiendirektor mich in sein Amtszimmer rief. »Was wollen Sie mit diesem Aufzug bezwecken«,

fragte er mich höflich, aber zugleich amtlich neugierig. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte. Und, sicherlich, als Leiter der Schule, dachte ich, konnte er meinen Fleiß für die Geschichtsprüfung nicht tadeln. Ja, ich bekam eine »glatze« . . . glatte Eins! Aber zu diesem Friseur ging ich niemals mehr mit einem Buch in der Hand.

Das »eisige« Lenkrad oder: Ein schlüpfriger Moment

Ich war damals vielleicht 18 Jahre alt. Wir gingen alle zusammen, Robert, Neil, Billy Schreiber, ich und ein paar andere Freunde, um Minigolf an der Central Avenue zu spielen. Ich hatte gerade meinen Führerschein gemacht, und so bekam ich das Auto für den Abend. Nach unserem Spiel gingen wir, wie meistens, ein Softeis essen, und dann fuhren wir nach Hause. Und so fuhr ich mit dem Eis in der Hand los. Aber das Eis schmolz schneller als ich schlecken konnte. Und Eis tropfte auf das Lenkrad, und ich konnte das Auto nicht in die richtige Bahn bringen. Im Gegensatz zu mir waren meine Freunde sehr amüsiert, vor allem als die Polizei kam, mich anhielt und verlangte, daß ich meinen Ausweis zeigen sollte. Wir waren alle guten Mutes, und das erste, was ich aus meiner Brieftasche herausfischte, war der Beweis, daß ich Mitglied der »Kuchen-Eintauch-Gesellschaft« war. Aus Spaß zeigte ich den Polizisten diesen Ausweis, und die, sowieso sehr über meinen Fahrstil amüsiert, sagten: »Schlecken Sie jetzt ihr Eis zu Ende, und dann können Sie weiterfahren.«

David als »Einbrecher«

Eine Leiter war für mich in meinen Gedichten und Gebeten immer ein Grundsymbol gegen den Fortschrittsgedanken. Denn eine Leiter geht hinauf, aber ebenso geht sie auch hinunter. So ähnlich ist es zum Beispiel mit Ebbe und Flut. Der Mensch denkt so häufig, daß mit ihm alles aufwärts gehe, daß Geschichte Fortschritt für ihn bedeute, aber mit der Zeit lernt er die Dinge nüchterner zu betrachten. Mit dem Fall der Mauer und dem Zusammenbruch der Sowjetunion glaubten viele Menschen, jetzt komme eine goldene Zeit für die Menschheit, aber jetzt wissen wir, daß dieser so große Fortschritt ganz ungeahnte Probleme mit sich gebracht hat.

Ja, die Leiter. Sie war immer in der Garage vorhanden, und die Garage war immer offen. Auch an diesem Abend – ich war damals vielleicht 18 Jahre alt – stand die Garage offen, aber die Haustüren waren zu. Ich hatte meinen neuerworbenen Führerschein benutzt, um Freunde auswärts zu besuchen, aber eines hatte ich vergessen – den Hausschlüssel. Die Lösung war einfach: Ich ging in die Garage und holte diese (Fortschritts-) Leiter.

Ich bin ein total unpraktischer Mensch, und deswegen dauerte es eine gewisse Zeit, mit etwas

überdurchschnittlichem Lärm verbunden, bis ich diese richtig »operationsfähig« gemacht hatte für meine Reise nach oben, zu meinem Fenster, das direkt über der Haustür lag. Und so stieg ich – fortschrittsbewußt – hinauf, aber sehr langsam, denn es war dunkel, und ich hatte Angst, daß ich einen »Engelssturz« machen könnte. Gerade bevor ich zur letzten Sprosse kam, sah ich ein Licht auf mich gerichtet, und eine eindringliche Stimme befahl laut: »Kommen Sie sofort herunter!« Es war ein Polizist. Unsere aufmerksamen Nachbarn hatten, trotz der Dunkelheit, gleich bemerkt, daß etwas Ungewöhnliches und wahrscheinlich Ungewolltes vorging. Ich antwortete sofort: »Warum soll ich herunterkommen, ich bin David Jaffin, Sohn des Besitzers dieses Hauses.« Meine Stimme war vielleicht ein bißchen wackelig, und die Leiter tendierte auch ein bißchen in die gleiche Richtung. Die laute Stimme wiederholte: »Kommen Sie sofort herunter!« Ja, hier war kein fortschrittlicher Weg für mich. Ich kam herunter. Die Nachbarn kamen auch dazu, erkannten mich sofort, und ich begann dann den Weg nach oben ein zweites Mal.

Negative Forschung

Als ich meine Doktorarbeit bei meinem Rigoroseum verteidigte, sagte ein weltberühmter Historiker, Leo Gershoy: »Herr Jaffin, für eine so umfangreiche, gründliche Arbeit haben Sie drei Dokortitel verdient.« »Umfangreich, gründlich« bedeutet, daß ich alles, aber auch alles, das in Beziehung zu meinem Gebiet zu bringen wäre, durchgearbeitet hatte, und das bedeutet selbstverständlich auch französische Arbeiten zu meinem Thema aus dem 19. Jahrhundert. So ging ich zur Staatsbibliothek in München und bestellte auf Anhieb etwa 100 Nummern der führenden französischen, historischen Zeitschrift des 19. Jahrhunderts. Der Bibliothekar schaute erstaunt und erschrocken, als er meinen Zettel las. Er sagte: »Wir dürfen nur fünf Bücher auf einmal ausleihen, nicht 100.« Ich erwiderte: »Ich betreibe ja nur negative Forschung (ein Jaffinscher Begriff); ich will nur in die Sachregister schauen, ob einschlägige Artikel für mein Gebiet zu finden sind. Wissen Sie denn nicht, was negative Forschung ist? Ich habe diese Methode in den führenden Bibliotheken Englands und Amerikas angewandt.« Er, nicht wissend, was er dazu sagen sollte, antwortete: »Kommen Sie morgen wieder.« Am nächsten Tag sagte er mir: »Wir müssen

nächste Woche eine Konferenz einberufen; Ihr Anliegen werden wir erst dann besprechen können.« Nächste Woche sagte er mir etwas verdutzt: »Sie bekommen 50 von diesen Büchern unter meiner Aufsicht, und wenn Sie, wie Sie behaupten, tatsächlich in einer Stunde fertig werden, dann bekommen Sie die anderen Bücher.« Innerhalb einer halben Stunde hatte ich meine »negative Forschung« zu Ende gebracht und bestellte nur zwei von diesen Büchern, und so ging es weiter bei den nächsten 50 Bänden. »Negative Forschung« hatte sich daraufhin positiv durchgesetzt.

Aber in England hatte ich ein anderes Problem bei der Forschung. Dutzende von Amerikanern warteten schon längst auf Zugang zu wertvollen Dokumenten, um ihre Forschung voranzutreiben. Ich sah, daß diese Amerikaner zu einem »Massenbegriff« geworden waren, und deswegen ging bei ihnen alles sehr langsam. Aber ich ging, ungeduldig wie immer und dazu wie Felix Krull auch noch erfinderisch, zum Bibliothekar und sprach ihn auf deutsch an. Er schaute mich wie sein Kollege in München ziemlich erstaunt an, deshalb sprach ich weiter als Amerikaner gebrochenes Englisch mit einem deutlichen deutschen Akzent. Und was ist passiert? Er sagte zu mir: »Wir haben sehr gute Beziehungen zu den deutschen Bibliotheken; Sie können die Dokumente, welche Sie brauchen, sofort bekommen.«

Zweisprachige Erziehung

Während der ersten Lebensjahre unseres Sohnes Andreas wohnten wir auf dem Lande, tief im bayrischen Hinterland. Meine Frau als Sprachlehrerin und ich als Amerikaner versuchten ihn zweisprachig zu erziehen, da das für seine Zukunft sehr günstig sein könnte. Andreas hatte damals langes, lockiges Haar und war während unserer Ferien in Italien als Bombolino – Kügelchen – bekannt. Zu Hause spielte er täglich mit den Dorfbuben und sprach ein für mich und sogar für meine Frau zum Teil unverständliches bayrisch.

Er sprach damals weder deutsch noch englisch. Unsere sprachlichen Erziehungsmethoden schienen hoffnungslos zu sein, bis ich eines Tages in der Zeitung las, daß die Amerikaner in Bad Aibling eine Fallschirmjäger-Übung veranstalten wollten, die für die Öffentlichkeit zugänglich sein sollte. Ich sagte sofort zu Rosemarie: »Jetzt werde ich Andreas zeigen, daß Englisch doch eine wichtige Sprache ist.« Andreas war noch nicht ganz vier Jahre alt. Ich sagte: »Andreas, Samstag werden Menschen aus dem Himmel zu uns kommen. Schauen wir mal, was für eine Sprache die verwenden.« Er, als Nationalbayer, willigte sofort ein. Und dann fingen die Fallschirmjäger an, vom

Himmel herunterzukommen. Einer landete auf den Feldern, nicht weit von uns. Andreas rannte sofort zu ihm hin und schwätzte das schlimmste Bayrisch. Der Amerikaner schaute ihn erstaunt an. Und langsam sanken Andreas Blicke und sogar seine Stimme, dieser Urbayer mußte einfach verstummen. Und dann ging ich auf den Amerikaner zu und sprach ihn in meinem bestgepflegten Englisch an. Er schaute mich aber auch etwas erstaunt an. Ach ja, dachte ich, die Amerikaner sind vorsichtig, vielleicht hielt er mich für einen Spion. Aber durch meine Baseball- und Fußball-Kenntnisse gewann ich sehr schnell sein Vertrauen. Wir redeten eine Weile miteinander, und dann versuchte Andreas, da er total beeindruckt war, ein paar Worte in dieser für ihn fremden Sprache mit diesem vom Himmel heruntergesprungenen Menschen so korrekt wie möglich zu sprechen.

Tennis

Sport war immer wichtig für mich und als Baseball-Amerikaner habe ich mich bis zu meinem 13. Lebensjahr mit nichts anderem beschäftigt. Als ich in New York studierte, suchte ich eine Teilzeitarbeit, um Geld zu verdienen. Die Behörden fragten mich, ob ich Soccer (Fußball) unterrichten könnte. Ich sagte sofort ja, auch wenn ich diesen europäischen Sport, seit ich acht oder neun Jahre alt war, nicht mehr gespielt hatte – Soccer galt damals in Amerika als Mädchensport. Ich ging zur Bibliothek und lernte alle Regeln und fand mich als Soccer-Manager für eine katholische Eliteschule, ausgerechnet St. David. Spitze waren sie in allem, nur nicht in Soccer. Das Jahr vorher hatten sie alle ihre Spiele haushoch verloren. Also, was tat ich, ich lehrte sie, richtig zu sperren, nahm die besten Spieler zurück und ins Tor. 0:0 gingen die ersten drei Begegnungen aus. Zwar war der Ball fast immer in unserer Hälfte, und zwar haben die anderen Trainer gegen mich mehrmals protestiert, weil ich ständig und sehr laut meinen St.-Davids-Spielern Rat gab. Nur gegen unseren Hauptrivalen, St. Thomas, verloren wir, nachdem wir das erste Tor als Eigentor schossen.

Aber Tennis blieb mein besonderer Sport. Im

Alter von 17 Jahren habe ich während eines Basketballspiels einen Sturz erlebt und bekam einen Tumor in meiner rechten Schulter. Seither muß ich mit meiner linken Hand aufschlagen und kann nicht Netz spielen. Aber ich hieß »Gummiwand«. Ich war sehr schnell und holte alles zurück, bis der Gegner einen Fehler machte. Dazu spielte ich mit Kopf, mit Taktik und schlug so manche Gegner, welche besser spielten als ich.

Man kann von allem lernen, auch vom Sport. Man kann tiefe, auch existentielle Begegnungen haben, auch im Sport, für mich besonders im Tennis. Als wir 1963 bis 1971 auf dem Lande in Oberreith wohnten, spielte ich Nr. 2 für die Mannschaft in Bruckenmühl. Aber diesen Platz mußte ich gegen einen Herrn Petzinger gewinnen. Ich war damals noch blutjung und sehr ausdauernd. Er war über 40, aber wie ich ein sehr konsequenter Spieler. Ich forderte ihn heraus, und fast der ganze Tennisverein war dabei, um zuzuschauen. Als Amerikaner, als jemand, der alles andere als ein Vereinstyp war, als jemand, der schwarze Socken trug, wenn weiß vorgeschrieben war, als Jude in einer Gegend, die später zu ca. 30 Prozent die Republikaner wählte, war ich nicht gerade der Vereinsliebling, auch wenn ich alle Turnierspiele gegen andere Mannschaften gewann. Sogar des Pfarrers Sohn (des Pfarrers, welcher mich später getauft hat) verließ diesen Ver-

ein unter Protest, weil er manches hörte, was hinter meinem Rücken gesprochen wurde.

Dieses Spiel gegen Herrn Petzinger war viel mehr als ein Tennisspiel. Petzinger kämpfte, um zu zeigen, daß er immer noch jung war, daß er mit den jüngeren, guten Spielern mithalten konnte. Es war fast ein Spiel um das Selbstverständnis seines Lebens. Ich merkte das, und ich schätzte ihn, vor allem menschlich, aber ich war auch ein Kämpfer und ich gewann. Traurig aber ging ich nach Hause, denn viel mehr als ein Tennisspiel ging für Herrn Petzinger an diesem Tag verloren.

In Hechingen habe ich Nr. 1 für die zweite Mannschaft gespielt, als ich Theologie in Tübingen studierte. Es war viel leichter, Nr. 5 oder 6 in der ersten Mannschaft zu sein, und Hechingen spielte damals ziemlich hoch, als Nr. 1 für die zweite Mannschaft. Denn öfters spielten wir gegen Vereine auf unserem Niveau, wo deren beste Spieler vom Ort dann auf mich trafen. Zwei solche Begegnungen werde ich niemals vergessen. Die eine war gegen einen Profi aus Australien, der sehr stark mit dem Aufschlag und am Netz spielte. Er gewann den ersten Satz, aber in dieser Zeit spielte ich links und rechts, kurz und tief, um seine Schwäche herauszufinden. Und dann im zweiten Satz habe ich ihn gehabt. Ich trickste ihn aus, ich fing an zu führen, und plötzlich fiel er zu Boden und blutete. Deswegen, nur deswegen gewann er dieses Spiel. Danach hatte ich solch in-

neres Mitleid mit ihm, daß ich ihn nicht schlagen wollte und deswegen nicht schlagen konnte.

Mein Sohn kann sich gut an ein anderes, sehr interessantes Spiel erinnern. Andreas war damals fünf oder sechs Jahre alt und begleitete mich. Mein Gegner war sehr groß (Goliath gegen David) und bis zu diesem Zeitpunkt ungeschlagen. Er spielte zu Hause, und alle waren für ihn. Ich verlor den ersten Satz ziemlich schnell, er überwältigte mich durch Stärke am Netz und mit seinen Aufschlägen, gerade die Waffen, welche ich selbst nicht besaß, nicht besitzen konnte wegen meines Tumors. Aber dann kam die Wende. Ich merkte, daß er eine Schwäche hatte: gute, kurze Bälle, gerade über das Netz. Ich lockte ihn nach vorne, und dann lobbte ich über seinen Kopf. Er fing an zu ermüden, und ich fing an zu gewinnen, und zum großen Erstaunen der Zuschauer gewann ich den zweiten Satz. Aber ich war dann selbst etwas müde von dieser Anstrengung und tat, was ein Sportler nie tun sollte: Ich legte mich in der Pause hin und schlief ein. Als ich erwachte, war es ein doppeltes Erwachen, denn meine Beine wollten nicht ganz wach werden, und ich verlor ziemlich glatt.

Aber unser guter Bürgermeister, Herr Maier, kann sich bestimmt genausogut an das nächste zentrale Spiel für mich erinnern. Der Bürgermeister und ich waren gleich gut, und wir kämpften so sehr, daß unsere Frauen Angst um uns hatten.

Zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Renninger Tennis-Vereins wurde unter anderem ein besonderes Spiel veranstaltet: Der Bürgermeister und ich sollten gegen den Chef des Vereins und den Vertreter des Bezirks ein sogenanntes »Honoratiorenspiel« machen. Der Bürgermeister ist groß und ein sehr guter Netzspieler, und »Gummiwand« spielte hinten. Und wir machten unsere Gegner absolut zur Schnecke. Meine Frau war dabei und hörte, was Zuschauer darüber gesagt haben: »Der ist kein Pfarrer. Er hat sich im geheimen als Turnierspieler ausbilden lassen.« Aber nicht so im geheimen blieb ich Pfarrer.

Begegnung mit der Polizei

Mein Vater hat mich, als guter Jurist, immer gelehrt, höflich mit Polizisten umzugehen. Es war Herbst, und ich war gerade unterwegs nach München, um weiter an meiner Doktorarbeit zu forschen. Kurz bevor ich auf die Autobahn fuhr, stand dort ein Polizist und forderte mich auf anzuhalten. Das tat ich sofort. Er sagte zu mir – es war gegen 12 Uhr mittags –: »Bitte, schalten Sie Ihre Scheinwerfer ein.« Ich fand diese Aufforderung etwas merkwürdig, aber ich tat, was er verlangte; denn, wie gesagt, mein Vater hat mir eingeprägt, Polizisten mit Freundlichkeit zu begegnen. Er sagte: »Ihre Lichter sind nicht in Ordnung.« Ich antwortete: »Ich bin sehr dankbar, daß sie mich darauf aufmerksam machen.« Er wiederum sagte: »Sie wissen, Sie müssen eine Strafe dafür bezahlen.« Ich dankte ihm: »Das ist sehr richtig.« Der arme Polizist, der anscheinend etwas anderes von mir erwartet hatte und gewohnt war, sagte darauf: »Ich weiß, warum Sie so freundlich sind, Sie sind Amerikaner und brauchen nur die Hälfte der Strafe bezahlen wie ein Deutscher.« Ja, Sie haben erraten, wie es endete. Ich dankte ihm sehr freundlich und fuhr weiter.

Jaffin als Pfarrer

Fragen Sie, welchen Pfarrer Sie wollen, jeder theologischen Auffassung, und Sie werden auf diese Frage die gleiche Antwort bekommen. Beerdigungen fallen vor allem im November und im März an, dann kommen sie alle auf einmal.

Und gerade in einer Märzwoche, als der Frühling einen kleinen Anfang gemacht hatte und alle die alten und kranken Menschen, welche ihre letzte Kraft gaben, um den Winter zu überstehen, starben. Gerade in so einer Woche hatte ich drei Beerdigungen und dazu zwei Trauungen. Ich legte alle vorbereiteten Ansprachen der Reihe nach auf mein Regal und ging, wie ich es von meinem Vater gelernt habe, etwas früher zu der ersten Beerdigung. Der Posaunenchor war bereits da, und ich guckte die Ansprache nochmals an – oh, da stand geschrieben: »Liebes Brautpaar«. Ich war erschreckt. Zwar könnte ich unter normalen Umständen eine Beerdigungsansprache so, ohne Vorbereitung, halten, aber jetzt war ich bis ins Mark und Bein erschreckt. Ich sagte zum Dirigenten des Posaunenchores: »Spielen Sie Choräle bis ich zurückkomme.« Und dann fing ich an zu rennen, und ich war früher Sportlehrer und sehr schnell. Können Sie sich das vorstellen, die Leute fingen an zu klatschen, und manche machten ihre

Fenster auf, um dieses Spektakel zu beschauen. Gott sei Dank fand ich die richtige Ansprache ziemlich schnell – eingebettet in ein Trauungsbuch – und lief so schnell ich nur konnte zurück zu den ermutigenden Tönen eines Bachchorals.

Als ich noch Pfarrer in Magstadt war, machte ich einen Predigtaustausch mit dem Pfarrer von Deufringen. Er hat zwei Gemeinden, auch Dachtel, zu betreuen. Ein Pfarrer sollte immer eine Kirche besichtigen, bevor er einen Dienst dort tut, diese Erfahrung mußte ich an diesem Sonntag machen. Zuerst ging der Gottesdienst in Dachtel, soweit ich sehen konnte, ziemlich gut. Ich bin dann nach Deufringen gefahren, welches nicht sehr weit entfernt lag, aber mein Richtungssinn hat immer gut gestimmt. Ich kam an, gerade als die Glocken aufhörten zu läuten. Und so kam ich völlig außer Atem in die Sakristei. Ich schaute das Zimmer an, und da standen die verschiedenen Farben für verschiedene Anlässe. Ich dachte: »Nein, dies ist die katholische Kirche.« Aber die Mesnerin beruhigte mich und sagte zu mir: »Gott sei Dank sind Sie da. Im Sommer hat unser Pfarrer einen Predigtaustausch gemacht, aber der andere kam nicht.« Schnell nahm ich meine Sachen zusammen und ging in die Kirche, ohne alles genau anzuschauen – und das war verhängnisvoll, denn als ich aufstand, um auf die Kanzel zu gehen, sah ich keine Kanzel, sondern zwei Wendeltreppen, eine zur Linken und die andere zur Rechten.

Ich dachte: »Wenn ich jetzt statt auf der Kanzel auf der Empore lande, werde ich sagen: ›Und Jesus ging auf einen hohen Berg und predigte zu dem Volk.« Aber der Herr war mit mir und führte meinen Weg zur Kanzel, zum richtigen Ort für die Predigt.

Jaffin als Jude

Ein Jude ist und bleibt Jude. Einmal, als ich einen Vortrag hielt, wurde ich wie folgt vorgestellt: »Pfarrer Dr. Jaffin ist gebürtiger Jude; aber jetzt ist er Christ geworden.« Ich stand sofort auf, um zu erwidern: »Ich bin Jude und werde immer Jude bleiben.« Eigentlich spürte ich die Bedeutung dieser Tatsache ziemlich langsam, da der Ort, wo wir lebten, damals ungefähr zu einem Viertel von Juden bewohnt war. Meine Freunde waren, bis ich an der Universität in Michigan studierte, immer Juden, und in New York, nicht weit von meinem Wohnort, leben bis heute mehr Juden als in Jerusalem, Tel Aviv und Haifa zusammen.

Ich war damals vielleicht sieben oder acht Jahre alt und wachte plötzlich auf. Es war Sommer, und der Baseball-Amerikaner war in einem Sommer-Sportcamp, dessen Teilnehmer nur Juden waren. Mein Leiter sprach mit einem Freund. Er sagte: »Soll ich meiner Freundin sagen, daß ich Jude bin?« Ich war ziemlich überrascht und erschreckt, warum soll denn das so ein Geheimnis sein? Das war 1945, kurz nachdem Juden hier in Europa ermordet worden waren, nur weil sie Juden waren.

In Michigan lernte ich zum ersten Mal nicht-jüdische Freunde kennen. Ich kann mich gut erinnern, als ich einmal mit einem nicht-jüdischen Freund essen ging und sein Essen bezahlte. Er schaute mich mit großen Augen an, als ob er sagen wollte: »Ich habe aber gedacht, daß Juden geldgierig sind.«

Bevor ich als Pfarrer berufen worden war, habe ich für Pfarrer Wendler in seiner Gemeinde mehrere Vorträge über Juden und deutsche Kultur gehalten. Hier in Deutschland, nach dem Dritten Reich und in einer Gegend, wo kaum ein Jude wohnte, fühlte ich mich sehr als Jude.

Als ich Pfarrerverweser in Magstadt war, ging ich jedes Jahr mit meinen Konfirmanden zum Konzentrationslager Dachau. Da ging ich zum Jüdischen Denkmal und betete den 22. »Kreuzespsalm« Jesu. Manche in Magstadt waren nicht glücklich über diesen Ausflug. Aber einmal kam die große Überraschung. Zwei relativ junge Männer fragten, ob sie mitfahren könnten. Sie behaupteten, religiöses Interesse an der Fahrt zu haben. Aber unterwegs merkte ich, daß sie Nazis waren. Sie fingen an, im Bus und im Konzentrationslager selbst meinen Konfirmanden zu erzählen, daß es nie Gaskammern gegeben habe. Ich war nie so beschäftigt wie dieses Mal, um meine Konfirmanden vor diesen Leuten zu schützen, auch um der Wahrheit willen, auch um der sechs Millionen Vergasten willen. Ja, Jude bin ich und

bleibe ich, und ich bete den König der Juden an, INRI; Jesus von Nazareth, König der Juden, der auch der Heiden Heiland ist.

Und dieses Thema, auch der Heiden Heiland, war sehr schwierig für mich. Ich kam zum Glauben an Jesus als König der Juden. Aber wie konnte ich eine Kirche annehmen und dann später in ihr dienen, welche so lang und auch an manchen Orten immer noch antisemitisch ist. Ich kann mich gut erinnern, wie ich bei Pfarrer Wendler ständig die Greuelthaten der Nazis verdammt und wie er selbstverständlich allem zustimmen mußte, denn er, wie alle guten Deutschen, schämte sich über das, was diese Barbaren getan hatten. Aber eines Tages, als ich bei meinem Lieblingsthema war, sagte er plötzlich: »David, bist du selbst in Ordnung? So wie die Nazis bist du sicherlich nicht, aber bist du wirklich in Ordnung?« Und der Mut dieses Mannes, denn wahrer Glaube gibt uns solchen, war entscheidend für mich. Dann merkte ich, David, du bist auch ein Ungerechter, und das Unrecht der Kirche ist nicht anders als jenes, das wir als Juden gegen die Propheten und gegen Jesus taten. Der Weg war dann für mich offen, um auch den Heidenheiland anzubeten und ihm zu dienen.

Meine Frau sagte mir einmal: »David, du bist ein wandelndes schlechtes Gewissen für die Deutschen, und das ist gut so.« Aber hier war meine größte Enttäuschung, denn wenige, weni-

ge haben den Mut, um mich hier für ihre Vergehen und für die Vergehen ihres Volkes um Vergebung zu bitten.

Es war bei einem Vortrag weit weg von Malmsheim. Ich sprach über INRI; Jesus von Nazareth, König der Juden, über Jesu Leiden und jüdisches Leiden im Schatten des Kreuzes, Leiden als Strafe, aber zugleich als Angebot der Gnade, als Reinigung. Nach dem Vortrag sagte eine ältere Frau zu mir: »Ich muß mit Ihnen sprechen.« Wenn jemand das so dringend braucht, muß ein Pfarrer sich sofort Zeit nehmen. Wir suchten uns ein kleines Zimmer, und sie erzählte mir folgendes: »Meine ganze Familie waren Nazis, mein Vater, meine Mutter, ich und meine Geschwister. Wir lasen dieses Hetzblatt gegen die Juden, den ›Stürmer‹. Als wir hörten, daß so viele Juden umgebracht wurden, freuten wir uns. Aber später wurde ich Christ. Ich lernte, daß die Juden immer noch Gottes auserwähltes Volk sind, und ich schämte mich zutiefst für meine frühere Gesinnung. Können Sie mir vergeben?« Und ich sprach die Absolution über sie aus: »Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes vergebe ich dir alle deine Sünde.« Und sie weinte, weinte wie ein Kind.

Pfungstadt

Als ich ankam, wurde mir vor meinem Vortrag ein Denkmal gezeigt, von Chaim Weizmann, dem berühmten Chemiker und ersten Präsidenten von Israel. Er lehrte als junger Mann in einem jüdischen Internat, dort, wo jetzt, an der gleichen Stelle, mein Vortrag »INRI, Jesus von Nazareth, König der Juden«, gehalten werden sollte. Ich erinnerte mich an meine Gedichte »Rachel« und »Der Letzte«, in denen ich mich als der letzte deutsche Jude bezeichnet habe, auch wenn manche vielleicht mit Recht sagen könnten: »Er ist weder Deutscher noch Jude.«

Nach dem Vortrag zeigten mir die Brüder, wo die Juden früher gelebt hatten. Sie erzählten mir, wie in der Kristallnacht die Kunden jüdischer Geschäfte, seit Jahren gute Kunden, diese »nicht-arischen« Geschäfte plünderten. Und dann das Merkwürdige: Die jüdischen Häuser blieben, wo sie waren, wie sie waren, menschenlos, als lebendige Erinnerung an das, was hier geschehen war.

Begegnungen mit Tieren

Die gute Frau unseres Chorleiters sagte mir einmal: »Herr Pfarrer, ich kann mir sie unterwegs zu Fuß ohne ihren Dackel kaum vorstellen.« Ja, Menschen und Tiere gehören zusammen in der Schöpfung, und ich bin in diesem Sinne keine Ausnahmeerscheinung. Ja, zuerst wurde ich als Judenpfarrer bekannt, dann aber als Dackelpfarrer. – Unser erster Hund, Inky, war ein schwarzer Cockerspaniel. Er stammte aus einer berühmten Cockerfamilie, welche viele Preise gewonnen hatte. Inky war ein guter Ballspieler, konnte alles fangen, was wir warfen, aber seine Hauptbeschäftigung waren die Damen. Jawohl, je schöner das Kleid und je mehr Parfüm, desto eifriger jagte unser kleiner Hund unsere Besucherinnen. Einen Vorteil hatte das für meine Cousine Madeline – sie wurde so schnell, daß sie dann in diesem Bereich zu der ersten Mannschaft unserer Schule gehörte.

Wir waren unterwegs nach Italien mit unseren zwei kleinen Kindern. Das war vor etwa 25 Jahren. Wir machten halt, um den kleinen Tierpark in Pistoia zu sehen. Weil ich Tiere immer geliebt habe, brachten wir unsere Kinder, seit sie sehr jung waren, in den Tierpark, um unsere vierbeinigen Freunde kennenzulernen. Vielleicht war

ich hier ein bißchen zu eifrig. Als wir Andreas mit anderthalb Jahren in den Tierpark brachten, schaute er, statt daß er die Giraffen, Elefanten und Löwen bewunderte, jeden Baum mit seinem interessierten Blick an – vielleicht ist das gut so, auch etwas zu bewundern, an das wir uns leicht gewöhnen konnten. Aber zurück zu Pistoia. Es sah mich von der Ferne an. Ich konnte zuerst nicht genau sagen, was für ein Tier das war, aber es kam von weit weg immer näher auf mich zu, als ob es seit langem auf mich gewartet hätte. Ja, es war ein Lama, welches ich sicherlich nie vorher gesehen hatte. Aber es schien das anders zu beurteilen, denn es kam immer näher zu mir, bis ich es streicheln konnte. Und dann ließ es mich nicht aus den Augen, und als wir weggingen, begleitete es mich den ganzen Zaun entlang, blieb traurig stehen und schaute mir sehr lange nach.

Und dann diese Eichhörnchen. Es war ein Eichhörnchenjahr. Überall waren diese Nußkünstler am Werke. Sie hüpfen, sie schwangen sich von Ast zu Ast, manchmal wagten sie fast zu fliegen, und ich bewunderte sie und suchte mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Es war auf diesem schmalen Weg hinter unserem Kindergarten in Malsheim. Mehrere Eichhörnchen übten ihre Künste da, wo die Bäume große Nußschätze hervorbrachten. Und dann, eines Tages, sah ich es von Ferne. Ich stand an einem Ende des Weges, und es kam mir entgegen, sorglos hüpfend, wie

es einem frohen Eichhörnchen geziemt, und es kam schneller, als ich richtig sehen konnte. Ich blieb sofort stehen, total ruhig, bis es direkt vor mir stand. Ich grüßte höflich: »Grüß Gott, Herr Eichhörnchen.« Es guckte mich sehr verdächtig an, und plötzlich war es weg, schneller als ich eine Antwort erwarten konnte. Als ich nach Hause kam, erzählte ich diese Begegnung meiner besseren Hälfte. Rosemarie wußte sofort die Antwort: »Das muß eine Frau Eichhörnchen gewesen sein. Deswegen guckte sie dich so sonderbar an und ist sofort verschwunden!« Diese Erklärung schien mir den Tatsachen zu entsprechen, und zwei Tage später kam die nächste Begegnung mit dem gleichen roten Eichhörnchen. Ich grüßte dieses Mal nicht nur äußerst freundlich, sondern sehr sicher, daß ich dieses Mal eine Antwort bekommen würde. »Grüß Gott, Frau Eichhörnchen«, fing ich an. Und sie blieb. Ja, nicht nur das, sondern diese phantastische Akrobatin ließ mich in der ersten Reihe bleiben und fing an, mir ihre Künste zu zeigen. Zuerst hüpfte sie auf den nächsten Zweig und schaute zurück auf mich. Ich klatschte laut und sehr begeistert. Nochmals hüpfte sie, dieses Mal einen Zweig höher, und sie schaute mich nochmals an, und ich zeigte, wie beeindruckt ich war, und dann, so plötzlich ging das, hüpfte sie mehrere Zweige höher und flog, jawohl flog ungefähr 15 Meter weiter zu einem kleinen Zweig an dem nächsten

Baum. Physik hatte sie sicherlich nie in ihrer Eichhörnchenschule gelernt, aber irgendwie hat sie genau gewußt, dieser kleine Zweig wird mich halten, trotz dieses sprunghaften Fluges. Ich bewunderte sie noch sehr, aber noch mehr den Herrn, der diesen Künstler geschaffen hat. Nebenbei, sie heißt Antigone!

Oh, Lotte wollen wir nicht vergessen, meinen Dackel Wastl-Ersatz. Lotte ist eine kleine, aber sehr eifrige Dackelin, die neben der Kirche wohnt. Wir sind uns öfters begegnet, und wenn ich von der Ferne »Lotte« rufe, dann ist sie nicht mehr zu halten – einmal ist ihr Herrchen fast umgefallen, wegen diesem großen Drang dieser kleinen Dackelin. Es war am 3. Advent meines letzten Jahres in Malmsheim. Der Gottesdienst war zu Ende. Ich ging wie immer die vielen Besucher zu verabschieden. Und als ich anfing, die Hände zu schütteln, merkte ich auf einmal eine Hundezunge, welche meine Hand pausenlos abschleckte. Ja, es war Lotte. Und dann fing sie an hochzuspringen, bestimmt, um mir einen frohen Advent zu wünschen. Selten in meinem Leben habe ich gewünscht, daß der Herr mir mehr als zwei Hände gegeben hätte. Aber, was sollte ich tun? – Mit einer Hand verabschiedete ich die Kirchgänger, mit der anderen streichelte ich Lotte. Aber eine so eifrige Dackeldame wie Lotte verlangte mehr als nur einen »einhändigen« Gruß.

Dackel/Advent. Ja, die Adventsfeier unseres Altentreffs. Damals lebte Wastl noch, der bekannte Autor und »überdackelische« Dackel. Ich hielt die Andacht. Wir sangen die schönen, alten Lieder, und alles ging sehr gut, nur eines fehlte. Ja, das haben Wastl und ich beobachtet. Sogar vor der Feier. Eine Krippe war gut für uns alle zu sehen, auch für meinen guten Pfarrdackel. Da waren sie alle, Maria und Josef und Jesus in seiner Krippe, und dabei Ochs und Esel, wie es sich geziemt. Aber eines fehlte, der Wachhund, oder genauer gesagt, der treue Dackel. Und so, am Ende der Adventsfeier, sagte ich laut: »Diese Feier hat mir sehr gut gefallen, aber eines nicht.« Alle schauten einander an, was will der Pfarrer denn sagen? »Bei eurer schönen Krippe gibt es einen Ochs und einen Esel, aber keinen Dackel. Wastl und ich haben das genau beobachtet, und das hat meinen guten Pfarrdackel traurig gemacht.« – Wastl war immer so lieb, außer wenn er gebissen hat, und das hat er öfters getan. Vor allem Christen, denn Christen vergeben, nicht wahr? Und im nächsten Jahr, als ich zur Adventsfeier unseres Altentreffs ging – was sah ich als allererstes – einen Wachhund vor die Krippe gestellt, genau gesagt, einen guten Wachdackel.

Eine Tierbegegnung, welche meinen Konfirmanden öfters erzählt wurde, hat mit einem Alligator zu tun, einem amerikanischen Krokodil. Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, gingen wir

nach Florida. Wir sahen, wie ein Indianer mit einem Alligator gekämpft hat, und ganz kleine Alligatoren wurden damals verkauft, zu 2,50 Dollars. Ich kaufte einen. Im Zug nach New York fragte mich der Schaffner: »Bub, was hast du da in deiner kleinen Schachtel?« Ich antwortete: »Einen Alligator.« Er glaubte es nicht. Ich sagte: »Wenn Sie das nicht glauben, dann stecken Sie Ihren Finger durch dieses kleine Loch.« Er weigerte sich, das zu tun. Zu Hause wuchs mein Alligator sehr schnell, durch Hackfleisch, welches er bevorzugte, aber manchmal merkte er nicht die Grenze zwischen meinem Finger und diesem richtigen Hackfleisch. Eines Tages biß er mich fürchterlich in die Hand. Ich warf ihn sofort in die Badewanne. Aber dann gab es dieses nicht so kleine Problem, wo sollte ich denn baden? Baden Sie zum Beispiel gerne mit einem gefräßigen Alligator? Ich lernte, daß ein Alligator nur ganz fest an seinem Nacken zu halten ist. Ich versuchte, ihn heraus aus meiner, jetzt seiner, Badewanne zu bekommen, aber er biß mich so tief, daß ich ihn in die Toilette schleuderte und ihn hinunterspülte. Jetzt hatte ich genug von diesem Alligator. Aber was las ich ein paar Wochen später? Beim Putzen der Kanäle unter unserem Ort war jemand von einem sehr gefräßigen Alligator angegriffen worden – Jaffins Alligator, sehr wahrscheinlich.

Gebet eines Krokodils

*Du wirst sagen,
wir beten die Sonne an,
mit offenem Rachen
und scharf gespitzten Zähnen,
faulenzend, ein Zeitbegriff
ununterbrochen von
morgen bis gestern.
Aber die Sonne hat keinen
Fisch geschaffen, und
die Sonne erlaubt nicht
die tiefe Kühle dieses
Flusses. Ich werde sagen,
Herr, wir beten dich an.*

Verdacht auf Krebs und Gottes Führung

So etwas merkt man nicht gleich. Es gab eine Schwellung an einer sehr empfindlichen Stelle. Ich beobachtete sie mißtrauisch mehrere Tage, aber diese Schwellung weigerte sich, meinem Blick zu weichen. Ich war damals etwa 45, in meiner besten Schaffenszeit; und Malmshem, meine Gemeinde, war mitten in einer Blütezeit, einer Erweckung. Ich ging zu meinem Hausarzt. Er gab mir Medizin und sagte: »Wenn die Schwellung nicht zurückgeht, dann muß ich Sie zu einem Spezialisten überweisen.« Aber je mehr ich schaute, desto weniger ging diese Geschwulst zurück. Ich fing an Angst zu bekommen. Krebs in diesem Alter, Todeszeichen? Und ich habe so gute Konfirmanden, und die Arbeit in der Gemeinde war wirklich im Blühen. Und so ging ich zum Spezialisten. Es gibt Momente im Leben, an die man sich immer erinnern wird. Momente von Freude und von Not, welche wirklich prägend sind: Er sagte: »Wir müssen in das nächste Zimmer gehen«, wo es total dunkel war. Er nahm ein ganz kleines Licht, um diese Stelle zu beleuchten. Dann spürte er die Stelle und sagte: »Es ist hart, Sie müssen sofort operiert werden.« Ich sagte: »Sie meinen, daß ich Krebs habe.« Er antwortete:

»Das habe ich nicht gesagt.« Ich erwiderte: »Wenn es keinen Verdacht auf Krebs gibt, dann bitte, lassen Sie mich warten bis nach der Konfirmation im Mai« (es war damals im Herbst). Er sagte: »Ich gebe Ihnen Kortison und das stärkste Antibiotikum für eine Woche. Wenn die Schwellung nicht zurückgeht, dann müssen Sie sofort operiert werden.« Ich ging nach Hause, in Schweiß gebadet. Kortison machte mein Leben in der Gemeinde nicht gerade leichter, denn ich fühlte mich wie auf einer Wolke schwebend, aber als ob ich bald umkippen könnte. Und dann diese Angst, wie die Jünger bei der Sturmstillung, als sie zuerst nicht an Jesus dachten, der hinten im Boot schlief, auch in ihrer Wahrnehmung.

Jeden Abend schaute ich die Stelle genau an. Nein, dieses Gewächs wurde nicht kleiner. Es war der 5. Abend, und ich wußte, jetzt mußt du operiert werden, und vielleicht wird dieser Weg zum Tod durch schwere Leiden führen. In meiner Verzweiflung dachte ich an Augustin, und daran, wie er in tiefster Not zum Buch, der Bibel, griff. So nahm ich Gottes Wort in meine Hände, um Wegweisung zu bekommen. Mit geschlossenen Augen ließ ich meine Finger über die Seiten gleiten, bis ich wußte: Hier sollst du lesen. Ich machte meine Augen auf und las etwa wie: »Du wirst meine Herrlichkeit schauen.« Plötzlich waren alle meine Ängste weg. Ich wußte, daß ich durch meinen Garten Gethsemane gegangen war, und

ich hatte keine Angst mehr vor dem Tod. Um es kurz zu machen, ich nahm dann den guten weltlichen Rat, welchen mein Vater mir immer einimpfte: »David, laß dich nie operieren, ohne daß mindestens zwei oder drei Fachärzte unabhängig voneinander zur gleichen Schlußfolgerung kommen.« Ich ging nochmals zu meinem Hausarzt und fragte ihn, wo ein guter Urologe in der Gegend sei. Ich ging zu ihm. Und er untersuchte mich so gründlich wie möglich, machte mich zu einer halben Leiche. Aber als ich in sein Zimmer gerufen wurde, sagte sein Assistent, denn er war gerade nach Amerika geflogen, um an einem Kongreß teilzunehmen: »Sie brauchen nicht operiert werden, Sie haben keinen Krebs.« Ich sage Ihnen offen und ehrlich, so dankbar ich war für dieses Urteil, noch dankbarer war ich für Gottes Wort, denn es brachte mir nicht nur totale Zuversicht, sondern es war und blieb wegweisend für meine Zukunft.

Jaffindeutsch

Gut kann ich mich in meiner Zeit als Baseball-Amerikaner an den berühmten Dizzy Dean erinnern. Dieser berühmte und halbanalphabetische Werfer hat in seinem Alter die für viele gefährliche Entscheidung gemacht, Baseball-Reporter zu werden. Sein Englisch war äußerst farbig und total falsch, was Grammatik, Satzbau und idiomatische Ausdrücke anbelangt. Aber er hatte einen sehr starken Einfluß auf das Englisch, welches Baseballfans sprachen, ausgeübt, zwar zum Erschrecken unserer gutgemeinten und mit richtiger Grammatik ausgerüsteten Englisch-Lehrer. Und vielleicht hat Dizzy Deans »dynamisches Englisch« eine nachhaltige Auswirkung auf mich gehabt, aber nicht in meiner Mutter- und Vater-sprache, sondern in der Muttersprache meiner Frau, nämlich Deutsch. Öfters sage ich bei einem Vortrag: »Ich spreche Deutsch« (ich meine, daß ich ein klares und deutliches Wort spreche), aber ohne Endungen. Manchmal kann aber so eine Aussage schief laufen, wie zum Beispiel in Bayern, denn die Sprache, welche da gesprochen wird, ist zwar nicht gerade Jaffindeutsch, aber auch nicht gerade Hochdeutsch.

Manche besonders auffälligen Fehler begleiten mich, und ich hoffe nicht andere, durchs Leben.

Zum Beispiel lernte ich im Gasthaus zu rufen: »Herr Ober«, aber als ich zuerst in München war in einem Wirtshaus, rief ich laut »Frau Oberin« (das bedeutet, weiß ich jetzt, die Leiterin eines Klosters) und ich wurde zwar nicht gleich bedient, sondern begrüßt – wie bei meinem Haarschnitt – mit schallendem Gelächter. Und dann mein erstes Traugespräch. Noch nicht Amtssattelfest, klang meine Bitte an die Brautleute am Telefon: »Kommen Sie am Montag zum Traugespräch!«

Noch größere Verwunderung rief ich hervor bei einer Abkündigung am Sonntag: »Wir werden nächstes Mal die Verspeisung der 5000 behandeln.« Ich glaube, daß dieser Gottesdienst dann besonders gut besucht war (vielleicht aus Neugier), aber 5000 waren wir gerade nicht. Und einmal, als ich sehr emphatisch predigte, sagte ich voller Überzeugungskraft: »Christus lehrt uns den Balkon vom eigenen Auge zu entfernen, bevor wir den Splitter bei dem Nächsten suchen.« Ja, Deutsch ist eine schwierige Sprache, aber Jafindeutsch kann wohl eine Plage für gute Germanisten sein!

PS: Es war in Magstadt. Wir haben unsere Freunde besucht, und es gab ein schreckliches Gewitter. Die Bäume bewegten sich in tanzartigen Verbeugungen fast bis zur Erde. Und dann kam Hagel. Ich schaute aus dem Fenster und verkün-

dete mit lauter Stimme: »Jetzt verstehe ich, warum Luther eine Nonne geworden ist.«

»Ich danke dir, Herr, daß ich
so wunderbar gemacht bin«
(Ps. 139, 14)

Dieser Satz in meinem Lieblingspsalm 139 hat mir immer zu schaffen gemacht. So schön bin ich eigentlich nicht, auch wenn die Fotos meiner Bar Mitzwah eine andere Sprache sprechen. Viel größer würde ich gerne sein, wie der Goliath, den ich bei einem Vortrag in Hessen traf. Ich mußte sehr hoch hinaufschauen und grüßte ihn: »Grüß Gott, Herr Goliath.« Aber er, als guter Christ, schaute mich traurig an und antwortete: »Ich würde lieber David heißen wie Sie.«

Und dann dieses existentielle Erlebnis mit etwa 35. Ich kam nach einem Tennisspiel, welches mir etwas zu schaffen gemacht hatte, nach Hause und wusch mir die Hände. Als ich in den Spiegel blickte, sah ich einen ganz unerwarteten Gast, nämlich mein erstes graues Haar. Meine Frau hat immer behauptet, daß wir Männer noch eitler als die Frauen sind, und das ist sicherlich viel gesagt, aber wahr. Ich guckte diesen unwillkommenen Gast an. Aber das Schlimmste war, daß es mich genauso anblickte, und zwar ziemlich frech. Ich entschied mich sofort: »Raus mit dir, du Kleines.« Aber was ist passiert, etwa zwei Wochen später, hat dieses Haar sich an mir gerächt. Da standen zwei graue Haare fest gewachsen auf meinem

Haupt, und zwar eines zur Rechten und eines zur Linken, von wo sich dieser erste Sprößling gezeigt hat.

Ja, wir selbstbewußten und sündenbeladenen Menschen merken erst, was für ein Wunder es ist, daß wir gehen, sehen, hören können, wenn diese Gaben von uns genommen werden.

Es war Christvesper, und unser Baum war voll mit echten Kerzen beleuchtet – in New York erlaubt die Feuerwehr so einen natürlich beleuchteten Baum nicht. Die Geschenke waren unter dem Baum, und Wastl, mit seiner Nase ausgestreckt auch in Richtung Baum, welcher mit Würsten für ihn festlich geschmückt war, hörte mit uns allen diese so schöne, so reine, so vollkommene Musik, die Geschichte der Geburt Jesu Christi von Heinrich Schütz. Und dann stand ich auf, um die Platte umzudrehen, und plötzlich griff Wastl mich an, biß mich tief ins Bein. Wastl hat nur überzeugte Christen gebissen, und je tiefer er biß, desto tiefer sollte der Glaube sein. Das normale Resultat waren drei Tetanusspritzen. Jeder Notarzt hat meinen Dackel gut gekannt. Und so humpelte ich am Weihnachtstag auf die Kanzel. Niemand fragte, warum, denn jeder wußte: »Es mußte nochmals der Pfarrdackel gewesen sein.« Nur als mein Bein langsam heilte, merkte ich, was für ein Wunder das ist, daß wir richtig gehen können. »Herr, ich danke dir, daß ich wunderbar gemacht bin.«

Der unerwartete Anruf

So einen Anruf hatte ich bestimmt niemals vorher bekommen. Ich antwortete wie immer: »Jaffin, Evangelisches Pfarramt, Malmsheim.« Der Anrufer sagte: »Hier Gefängnis in Freiburg. Wir sind vom Schwarzen Kreuz und möchten, daß Sie zu uns kommen, um über Abraham zu sprechen.« Nach vielen Vorbereitungen mit Pässen einschicken, ein geeigneteres Thema finden für langjährige Gefangene als gerade Abraham . . . Ja, wir kommen, meine Frau und ich. Aber wie soll ich diese Kluft, diese Riesenkluft überbrücken, zwischen einem Pfarrer, welcher »draußen« ist, und Gewaltverbrechern, welche lange Zeit im Gefängnis sitzen müssen? Ich betete und betete, dachte nach, und dann plötzlich wußte ich, was ich zu tun hatte, um von ihnen als gleich akzeptiert zu werden. Ich kam ins Zimmer, und die meisten waren noch mit Unterhaltung und Rauchen beschäftigt. Ich kam hinein mit einem sehr strahlenden freundlichen Lächeln auf meinem Gesicht, und ich schwang meine Arme hin und her als ob ich ein Engel wäre. Langsam hörten sie auf zu rauchen und sich zu unterhalten und schauten mich mit erstaunten Augen an. Und dann, als ich wußte, »sie halten mich (mit Recht?) für blöd«, sagte ich zu einem Mörder: »Schauen

Sie mal, ich bin nur ein Pfaff, kein Engel, sondern ein Mörder wie Sie.« Sie können sich vorstellen, was für einen Aufruhr es gab. 15 Jahre mindestens, war das gemeinsame Urteil. »Ja«, sagte ich, »wenn Sie in der Bergpredigt lesen, merken Sie gut, sehr gut, daß, wer je seinen Bruder gehaßt hat, der ist in Gottes Augen ein Mörder, denn er hat ihn im Geist umgebracht.« Damit war das Eis gebrochen. Ich war einer von ihnen – und nur wenn wir als Gleiche zu Gleichen reden, nur dann kann unsere christliche Botschaft angenommen werden. Und als sie eine Freizeit in unserer Nähe hielten, kam einer zu uns und sagte: »Ihr Pfarrer ist in Gefängniskreisen bestens eingeführt!«

Und einer von diesen ehemaligen Mördern verkündigte in unserer Kirche in Malmshem, wie er getötet hatte, wie er nochmals im Haß bereit war zu töten, bis Jesus Christus in sein Herz kam und diesen Haß in Liebe verwandelte. Er ist jetzt »draußen« und verkündigt die rettende Kraft des Herrn.

Des Pfarrers Angsttraum

Jeder Beruf hat seinen besonderen Angsttraum. Ich bin der Meinung, daß alle unsere Ängste, auch unsere Angstträume, mit dem Tod zu tun haben, denn unsere Urange ist sicherlich die vor dem Tod, wenn wir total entmündigt werden. Und so habe ich von dem typischen Angsttraum der Opernsänger gehört.

Es gab eine Sängerin, welche von so einem Traum berichtete: Sie war in einem der größten Opernhäuser der Welt, der Metropolitan in New York oder La Scala in Mailand. Sie wartete, um auf die Bühne zu kommen. Ihr erster Auftritt war ein Duett mit der führenden männlichen Stimme. Das Orchester spielte, und sie kam im schönsten Kleid in großer Erwartung des Publikums mit voller Beleuchtung auf die Bühne. Aber, diese Musik hatte sie nie gehört, es war nicht ihre Rolle, und sie mußte sprachlos, gesanglos bleiben. Der Tod macht uns alle sprachlos, und deswegen auch sprach Jesus nur siebenmal am Kreuz, um unsere Sprachlosigkeit gegen den Tod, unser geistiges und geistliches Entmündigtwerden im Angesicht dieses letzten Feindes für uns auf sich zu nehmen.

Und mein eigener Angsttraum, welcher immer wieder zurückkommt: Es ist Sonntag vormittag.

Ich stehe auf, esse, hole dann meine Bibel und gehe in den Gottesdienst. Während ich durch die Straßen gehe, ist es totenstill, und viele Menschen sind da versammelt. Sie schauen auf mich, aber bleiben total still. Ich gehe in die Kirche. Die Kirche ist absolut voll, wie zur Konfirmation oder Christvesper. Alles ist still, niemand redet. Ich gehe durch die Menschenmenge und steige langsam auf die Kanzel. Ich schalte das Licht an. Ich schaue, ob das Mikrophon eingeschaltet ist. Und dann nehme ich meine Predigt heraus. Aber die Predigt ist nicht da. Ich bleibe stumm, sprachlos. Ja, dieser Traum hat auch mit der Vollmacht des Todes zu tun. Ich bin aber sehr dankbar, daß mein Herr und Erlöser Jesus Christus diesen stummen Stein, diesen total sprachlosen Stein durchbrochen hat, daß der Tod in ihm in Leben, in seinen Auferstehungsleib verwandelt wurde. Nein, diese Sprachlosigkeit, dieser Tod wird nicht das letzte Wort über mich sprechen!

Wittlich

Diese Überschrift klingt ganz und gar harmlos, denn Wittlich ist eine kleine Stadt in der Nähe von Trier. Ich war bei der dortigen Freien Evangelischen Gemeinde eingeladen, um eine Reihe von Vorträgen zu halten zum Thema: »Der aufgestandene Christus als unser Seelsorger«. Meine Frau und ich wollten immer schon einmal Trier anschauen, mit seiner Porta Nigra, eines der großen Wunder Deutschlands, diesem römischen Tor, und dazu die vielen Sehenswürdigkeiten aus römischer und auch romanischer Zeit. Unterwegs, es war ein sehr heißer erster Maitag, fanden wir ein gutes Gasthaus und aßen gute amerikanische Steaks. Ich fühlte mich an Leib, Geist und Seele total erfrischt, als wir in Wittlich ankamen. Ich sollte in einer ehemaligen Synagoge sprechen – nicht das erste Mal habe ich das getan. Die Synagoge wird jetzt für Kulturveranstaltungen benutzt, da es keine Juden mehr in Wittlich gibt – die Juden brauchen zehn Männer, um einen Gottesdienst zu halten. Und deswegen sagte Jesus: »Wenn nur zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, dann bin ich mitten unter ihnen.« Der Vortrag ging gut, soweit ich das beurteilen kann, und ich war wie meine Eichhörnchen-Freunde in vollem Schwung – aber dann

plötzlich war es, als ob jemand mich mit offener Hand in den Nacken geschlagen hätte. Ich bin kein Pazifist, sondern wie mein Dackel, wenn nötig, zum Kampf bereit. Ich drehte mich schnell um, aber niemand war da. Es ist eine Gewohnheit von mir, manchmal mit meinem Publikum ins Gespräch zu kommen. Ich sagte: »Mein Kopf fängt plötzlich an weh zu tun.« Ein alter Herr sagte: »Vielleicht vom Zug im Auto, als Sie unterwegs waren!« Ich brachte den Vortrag zu Ende und fuhr mit dem guten Laienvorsitzenden nach Hause. Er war Zahnarzt und wohnte 30 Kilometer entfernt in der Eifel. Die Straße führte in Serpentinaen hinauf, und plötzlich war mir sehr schlecht. Ich sagte: »Bitte halten Sie sofort«, und ich erbrach mich mehrmals, bis der Zahnarzt sagte: »Ich rufe den Notarzt an, er ist ein Freund von mir.« Er stellte mir eine Frage: »Ist das plötzlich gekommen oder langsam, dieses Kopfweh?« Ich antwortete: »Sehr plötzlich.« Er gab mir sehr langsam eine intravenöse Spritze und sagte: »Entweder haben Sie einen sehr schweren Migräneanfall (so etwas habe ich nie gehabt) oder Sie haben Gehirnhaueblutung.« »Ich hoffe«, sagte er, »daß es nicht das letztere ist!«

Ich schlief unter den sorgsamen Augen meiner Frau ein, und so dumm, wie ich war, hielt ich am Morgen den nächsten Vortrag über die Emmausjünger. Es ging mir besser, und ich aß ein gutes Frühstück. Nach dem Vortrag machte ich mir

ständig Gedanken, soll ich jetzt nach Hause fahren, bevor der große Verkehr einsetzt, oder soll ich den letzten Vortrag auch halten – sehr, sehr selten habe ich einen Vortrag abgesagt. Ein Posaunenchor spielte dann aus Mendelsohns Elias: »Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir.« Als ich diese Musik hörte, sagte ich mir: »Das ist ein Zeichen, jetzt mußt du nach Hause.« Kurz und gut, zwei Tage später wurde ich ins Krankenhaus eingeliefert, mit Verdacht auf Gehirnhautblutung. Die Tomographie bestätigte diesen Verdacht. An so einer Krankheit kann man leicht sterben, oder es bleiben dauernde Schäden zurück. Seit es mir besser geht, höre ich ständig von Menschen, welche an Gehirnhautblutung gestorben sind.

Ich bin von Natur aus ein sehr aktiver Mensch, aber ich stelle mir meinen Tod genau anders vor. Ich kann nichts mehr tun, er, Christus, hat alles für mich getan, Sünde, Satan, meinen Tod und mein Gericht für mich getötet. Ich stelle mir meinen Tod vor, daß ich total passiv bin und warte, bis er kommt, mich abzuholen, mich weiterzuführen. Mein Gebet war in diesen Tagen: »Herr, gib mir die Kraft, deinen Willen zu bejahen.« Ich weiß sehr genau, daß der Herr viel besser weiß, was wirklich gut für mich ist, als ich es selbst weiß. Der sehr gute Internist sagte: »In solchen Fällen operiert man entweder sofort (und das war dann nicht mehr möglich, Gott sei

Dank) oder in 14 Tagen.« Nach drei Tagen im Krankenhaus bekam ich dazu Lungenentzündung. Meine Passivität beruhte dann nicht nur auf meiner Geisteshaltung, sondern auch auf meinem körperlichen Zustand. Meine Frau bekam Angst, als ich fast aufhörte zu reden – was, ein sprachloser Jaffin? Und dann, nachdem die zweite Serie Antibiotika endlich gewirkt hatte, wurde ich nach Tübingen überwiesen. Ich ging zur Angiographie – Gehirnbilder, welche auf eine kleine Leinwand übertragen werden. Diese Untersuchung ist merkwürdig, denn man bekommt plötzlich starke Gefühle von Hitze, aber der gute Professor sagte mir das alles im voraus. Auf der Leinwand sah ich abstrakte Bilder in Rot, wie Kandinskis zweite Phase, welche ich nicht sonderlich mag, aber diese Bilder waren alle Jaffins Gefäße. Die Untersuchung dauerte bestimmt 40 Minuten. Am Schluß sagte der Professor zu mir: »Ich kann nicht operieren, denn die offene Stelle in der Gehirnhaut hat sich so fest geschlossen, daß sie nicht mehr auffindbar ist. Sie werden niemals diese Krankheit mehr bekommen, denn alle anderen Gefäße sind gut!« Strahlend kam ich zurück auf die Intensivstation, gerade zu einer Gruppe von angehenden Ärzten, die mich interviewen wollten. Ich hielt dieses Treffen ab, gepfeffert mit Witzen. Aber ein Problem blieb. Der Stationsarzt sagte mir: »Da ist noch das Blut, das aus Ihrem Gehirn ausgetreten ist. Entweder geht

dieses Blut in seine richtige Bahn, oder es kann im Gehirnwasser bleiben. Wenn das passiert, müssen Sie operiert werden.«

So schwach war ich, als ich nach Hause kam, daß ich kaum die Treppe hinaufgehen konnte. Wir gingen nach zehn Tagen dann in Ferien, um uns auszuruhen und zu warten auf die letzte Tomographie. Zwei Mal bekam ich plötzlich starke Kopfschmerzen und war überzeugt: »Ja, noch ist nicht alles vorbei, du mußt operiert werden, und jede Kopfoperation kann gefährlich sein.« Die Schmerzen gingen aber innerhalb von 24 Stunden weg. Und als ich zur letzten Tomographie kam, sagte mir der Arzt: »Alles normal.« Ja, das waren wunderbare Führungen, wenn nicht Wunder. Ich weiß, daß Hunderte, wenn nicht Tausende von Gläubigen, mich in dieser Zeit begleitet haben, und dafür bin ich sehr dankbar. Ich weiß aber auch, daß der Herr mit mir war, mir bestimmt hat, nochmals mit voller Kraft in seinen Dienst zu treten – gelobt sei mein Herr und Erretter Jesus Christus!

PS: Dazu muß ich um der Ehrlichkeit und Vollständigkeit willen sagen: Diese ganz zierliche Frau konnte meine Venen nicht richtig finden. Ich glaube, daß sie etwas kurzsichtig war. Und diese Prozedur passierte mindestens einmal am Tage, manchmal noch mehr. Sie versuchte mit voller Kraft diese Infusion anzulegen, aber sie

fand erst nach dem vierten oder fünften Mal meine Venen. Das tat mir schrecklich weh, daß ich ganz laut schreien mußte. Und dann dachte ich an die guten Reden Martin Luthers über Stoßgebete. So betete ich Tag und Nacht, vor allem bevor diese Frau in mein Zimmer trat: »Herr, rette mich vor dieser Spritzenfrau.« Ja, das hat er auch getan!

Im Sterben

Vielleicht das Bewegendste, was ein Pfarrer erleben kann, sind Bekehrungen im Sterben. Solche Bekehrungen sind die allerschwersten für einen Menschen, denn er muß ein Nein zu seinem ganzen Lebenswandel sagen, und so ein Ja, dann am Ende, bedeutet eine absolute Zuversicht, daß die Zukunft tatsächlich Heil/Zukunft bringen wird, trotz seiner früheren Haltung.

Aber wir können genau das Gegenteil erleben, und das ist für einen gläubigen Pfarrer am Schrecklichsten, wenn jemand, der anscheinend gläubig war, am Ende seines Lebens nein zu Christus sagt. Er war anscheinend ein vorbildlicher Christ: Kirchgänger, sogar ein Gemeinschaftsgläubiger, immer eifrig dabei, wenn es um Glaubenssachen ging. Solche Menschen wünscht sich jeder Pfarrer möglichst viele in seiner Gemeinde. Aber dann bekam er eine qualvolle Krankheit, welche zum Tod führen mußte.

Ich besuchte ihn sofort. Ich sprach von Jesu Kreuzesweg und seinem Ruf in die Kreuzesnachfolge. Ich sprach von diesem Weg als dem einzigen Weg zur Auferstehung. Und er schaute mich total resigniert an und sagte: »Ich habe dem Herrn so lange und so viel gedient, warum bekomme ich dann so eine Krankheit?« Ich ver-

suchte immer wieder neu ihm den Weg vorwärts zu zeigen, den Weg der wirklichen Nachfolge. Ich sagte ihm: »Sie haben Christus so dienen können, weil er Ihnen gnädig war, denn Glaube kommt von ihm, nicht von uns.« Aber er blieb bei seiner Anklage gegen Gott, einer Anklage ohne Hiobs Ende.

Brustkrebs lag in ihrer Familie. Sie wartete darauf, und trotzdem kam ärztliche Hilfe zu spät. Und gerade bevor sie diese schreckliche Krankheit bekam, geschah ein kleines Wunder in unserer Gemeinde. Der Vater einer Konfirmandin lag anscheinend im Sterben, die Ärzte haben ihm weniger als eine 50/50 Chance gegeben. Seine Frau war fromm, er aber nicht. Viele beteten für ihn, und er wurde geheilt, und er und seine Tochter bekehrten sich. Die Tochter sprach darüber, verkündigte darüber bei der Konfirmation. Und diese krebskranke Frau, anscheinend fromm, sagte mir: »Der Herr wird mich heilen. Er hat diesen Nichtgläubigen geheilt, und er weiß, daß ich an seine Heilungskraft glaube.« Ich sprach vom Kreuz, von der Leidensnachfolge im Herrn. Aber sie wollte nichts darüber hören. Metastasen bekam sie, und ihr Ende war nahe. Und dann gab der Herr mir wirklichen Mut, ihr sehr direkt die Probleme vor Augen zu führen. Ich sagte: »Sie werden sterben. Wollen Sie wie Lots Frau zurückschauen, am Leben festhalten und dann in den ewigen Tod gehen, oder wollen Sie jetzt mit Chri-

stus, Ihrem Erlöser, vorwärts gehen?« Und sie ging. Ja, sie ging vorwärts mit ihrem Erlöser.

Und dann dieser merkwürdige Anruf: »Herr Pfarrer, mein Mann liegt im Sterben im Krankenhaus, und er weiß nicht, daß er so krank ist. Tun Sie, was Sie können.« Die Frau war fromm, ihr Mann ein Heide. Er ging jeden Sonntag zu seinem Stammtisch, nie hat er mit mir ein Wort gesprochen.

Dieses Telefongespräch kam am 22. Dezember, und ich mußte am 26. nach Israel fliegen. Ich wußte sofort, ich kann nichts tun, dies ist ein hoffnungsloser Fall, und dazu ist die Zeit viel zu kurz. Ich ging auf meine Knie in meinem Kämmerlein und betete: »Herr Jesus, ich kann nichts tun, ich sehe keine Hoffnung für ihn, aber du, Herr, kennst keine Grenze. Wenn es dein Wille ist, gib mir die richtigen Worte, hilf ihm.« Ich ging ins Krankenhaus und redete mit dem Arzt. Ich fragte ihn: »Weiß er, daß er im Sterben liegt?« Er sagte: »Nein.« Ich sagte: »Ich werde ihm das sagen und die Seelsorge in die Hand nehmen.« Ich ging zu ihm und sagte: »Sie sind sehr krank, viel kranker, als Sie denken.« Er antwortete nicht. Vorher habe ich viel gebetet, und ich las ihm die Weihnachtsgeschichte. Etwas in mir sagte, lies diesen Text jetzt, zwei Tage vor Heiligabend. Weihnachten steckt tief in vielen von uns, auch in Menschen, welche sich für nicht gläubig halten, etwas von Frieden, von Licht, auch wenn diese

Stimmungen falsch benutzt und falsch verstanden werden. Am nächsten Tag, dem 23., ging ich nochmals zu ihm – bis dahin hat er immer noch kein Wort mit mir gewechselt. Ich las aus dem Lukasevangelium über die zwei Schächer am Kreuz. Und ich sagte: »Es gibt nur diese zwei Wege, entweder tut man Buße und bekennt sich zu Christus, oder man stirbt abseits.« Immer noch kein Wort von ihm. Ich ging nach Hause, ständig im Gebet für ihn. 24. Dezember, 5 Uhr in der Früh, läutete das Telefon. Ich dachte zuerst, mein Vater sei gestorben. Niemand sonst würde zu dieser Zeit anrufen, und es ist 11 Uhr abends in New York. Nein, es war nicht von meinen Eltern, sondern von der frommen Frau dieses Mannes. Sie sagte: »Bitte, kommen Sie gleich zu meinem Mann!« (Er war inzwischen entlassen worden.) Ich wußte sofort, jetzt kommt die Entscheidung. Ich ging zu ihm hinein, verschloß meinen Mund so fest wie möglich, wartete, betete, zählte bis zehn, bis 20, immer noch wartete ich, immer noch kein Wort von ihm. Ich wußte, ich muß jetzt schweigen (und das ist für einen Jaffin nicht so einfach), und er muß reden. Plötzlich schaute er mich an und sagte: »Herr Pfarrer, ich habe nicht richtig gelebt, auch nicht in Beziehung zu meiner Frau.« Das ist nicht Buße, denn hier geht es um die zweite Tafel Mose, die mitmenschliche Beziehung, aber nicht um die Beziehung zum Herrn. Dann fragte ich: »Ist das alles?«

Und in tiefstem inneren Kampf schluckte er: »Ich habe ohne Gott, ohne Jesus gelebt.« Ich fragte: »Bereust du das?« Er sagte: »Ja, von ganzem Herzen«, und ich sprach die Absolution über ihn. »Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, spreche ich dich frei von allen deinen Sünden.« Er fing zu weinen an, wie ein kleines Kind. Und er starb am Altjahrabend, als wir in Israel waren. Die Frau, die gegenüber wohnte, sagte mir: »So einen friedvollen Toten wie ihn, habe ich noch nie gesehen!« Er war gerettet.

PS: Begegnung mit einem Fisch

Sie kennen sie alle, die »christlichen Autos« mit einem Fisch für alle, Christen wie Fischliebhaber. Einmal fragte mich ein dreijähriges Mädchen, was dieser Fisch eigentlich bedeutet. Können Sie einem neugierigen Mädchen in diesem »zum Stauen bereiten Alter« das alles erklären?

Wenn ich sagte: »Jesus ist gemeint«, - denn von griechischen Wörtern und Symbolen weiß auch ein kluges dreijähriges Mädchen nichts - würde sie zu einer Aussage wie folgende kommen: »War Jesus dann ein Fisch?«

Tretboot fahren wir gerne, meine Frau und ich, auf unserem idyllischen Illmensee. Da können wir unser Boot weit weg von allen Menschen, von dem großen Lärm bringen und einen bequemen und kühlen Ort zum Schwimmen finden. Der Tretbootbesitzer, Herr Hecht, und seine Frau sind sehr nette Menschen, und wir kennen uns jetzt relativ gut, da wir einer ihrer besten Kunden sind. Deswegen fragte ich an einem heißen Sommertag: »Wo können wir frischen Fisch vom Illmensee kaufen?« Und seine Antwort war uns nicht neu. »Gehen Sie zum Bodensee (etwa eine halbe Stunde Fahrt weg), da finden Sie mehr als genügend Fisch zu kaufen.« Aber plötzlich leuch-

teten seine Augen: »Ich bin selbst Fischer, und wir essen nicht so gerne Fisch. Ich werde Ihnen etwas bringen.« Und so kam es drei Tage später, daß Herr Hecht da stand, vor unserer Türe mit einem großen Lächeln und einem genauso großen Drei-Pfund-Zander, meinem Lieblingsfisch, unter seinem Arm. Rosemarie und ich waren sehr glücklich, vor allem ich, denn Rosemarie mag lieber Felchen essen, aber trotzdem war sie glücklich, daß ihr Mann (ich) so strahlte. Ja, glücklich bis sie einen zweiten Blick auf diesen so schönen Fisch warf. Ein ganzer Fisch war er, strahlend ganz, mit Kopf, Schwanz, Gräten und auch Schuppen. Am nächsten Tag ging ich nach einer halben Stunde Wartezeit in die Küche, um zu sehen, was aus meinem Fisch geworden war. Und es war sehr schwierig, den Fisch von Rosemarie zu unterscheiden. Denn Rosemarie war mit Schuppen voll bedeckt, ihr Kopf schaute eher verwandelt aus, in dem resignierten fischigen Blick unseres Zanders. Geschmeckt hat dieser Zander auf jeden Fall gut, zumindest mir. Aber was sollen wir in der Zukunft tun, wenn Herr Hecht nochmals kommt mit einem strahlenden Blick und einem ganzen Fisch? Rosemarie sagte: »David, du darfst ihn nicht beleidigen, um die volle Wahrheit zu sagen: Nächstes Mal bist du an der Reihe!«

Und ich fragte Rosemarie dann auch mit so einem resignierten fischigen Blick: »Muß ich

jetzt den Fischeaufkleber auf unserem Auto entfernen, weil alles an dir von dem Fisch klebt?«

Nach seinen autobiographischen Anmerkungen
»Und geh in ein Land, das ich dir zeigen will«
läßt uns David Jaffin in diesem Bändchen einen
neuen Blick in sein ereignisreiches Leben tun.

ISBN 3-501-01263-2



9 783501 012635

JOHANNIS

56934

Preisgruppe 6